

Der geerdete Himmel – die geerdete Sprache

Anmerkungen zu Sprache und religiösem Sprachgebrauch

Paul Konrad Kurz †, Gauting

Sprache benutzt jeder, der Bürger, der Beamte, der Politiker, der Bischof. Wirtschafter, Wissenschaftler, Pädagogen, Theologen drücken sich in Sprache aus. Sie beeinflusst nicht nur die Mitteilung, sondern auch die Wahrnehmung. Die meisten Menschen setzen Sprache voraus, nur wenige bedenken sie. Sprache öffnet den Menschen, Sprachlosigkeit verschließt ihn. Mit Sprache begegnet er der Welt und erfährt sich selbst. Sprache bewirkt und bedingt Erkennen. Sie ist nicht etwas, das zum Menschen hinzukommt, kein Accidens, das eine Substanz ergänzt. Sprache durchdringt den ganzen Menschen. Sie setzt ihn in Beziehung. Wer spricht, kommuniziert mit anderen Personen.

In der Psychologie wird von Bewusstseinsarbeit gesprochen. Man sollte auch von Spracharbeit sprechen. Jeder Geborene muss Sprache erarbeiten, Wörter, Satzbau und Regeln lernen. Je besser er sie kennt, desto freier kann er mit Sprache umgehen. Nicht erst der dichterische Mensch wird sprachschöpferisch. Sprachschöpferisch wird jeder, der sich nicht einfach Besitz ergreifend zur Sprache verhält, sondern sie mit Bedacht formt. Er benutzt nicht nur Redensarten und Begriffe, sondern drückt Persönliches aus. Er bringt Erfahrung zur Sprache, sucht, ein Geschehen mit eigenen Worten darzulegen. Man muss dazu kein Kötner sein, wohl aber Aufmerksamkeit und Energie einsetzen. Das Verhalten eines Menschen gegenüber der Sprache ist auch eine Frage der Achtung und der Wahrhaftigkeit. Viele Schwierigkeiten im Zusammenleben werden durch Sprachmangel, sogar Sprachlosigkeit verursacht. Sprachmangel mindert die Wahrnehmung und bewirkt Kontaktmangel. Von Desinteresse begleitet, macht Sprachmangel auch einsam. Sprachwerdung ist Menschwerdung, Menschwerdung ist Sprachwerdung.

Im religiösen, christlichen Sprachraum wird Sprache zu wenig beachtet. Man setzt sie voraus. Wer beruflich von Gott und seiner Offenbarung spricht, vom Glauben, der Kirche, von religiösem Bewusstsein und religiöser Erwartung, begegnet Schwierigkeiten. Genügt mein subjektives Vermögen dem objektiven Anspruch? Religiös Kundige werden Theologen genannt. Sie haben die Überlieferung des Gottwissens studiert. Für dessen Weitergabe tragen sie Verantwortung. Christliche Theologen lernten im Studium die alten Offenbarungssprachen und die lateinische Kirchenspra-

che. Aber lernten sie auch den Umgang mit der eigenen Sprache? Welche Zumutung, denken viele. Aber mit der Zeit erfahren sie Hemmschwellen und Widerstände. Religiöses Sprechen will (in theistischen Religionen) die Gottesbeziehung namhaft machen. Sie hat sich entwickelt im Lauf der Menschheitsgeschichte. Je mehr sich das Bewusstsein differenzierte, desto anspruchsvoller wurde die Rede von Gott. Im säkularen Aufklärungsbewusstsein dominiert nicht der Glaube, sondern die Vernunft. Sie orientiert sich an wissenschaftlichen Erklärungen. Wenn die Menschen über Aufklärungsvorgaben hinaus auf Produktion und Konsum fixiert sind, wird religiöse Rede noch schwieriger. Konsumistisch besetztes Bewusstsein steht dem religiös offenen entgegen. Es verschließt den geistigen Menschen. Religiöses Sprechen stößt heute auf Widerstand. Man kann sich im kirchlichen Raum auf eine Binnensprache zurückziehen. Sie wird nur von Insidern verstanden, verengt das Bewusstsein, beschränkt die Kommunikation. Pfingsten findet hier nicht statt.

Weil die jüdisch-christliche Offenbarungsreligion durch Sprache konstituiert ist, kommt der Sprache höchste Bedeutung zu. Worte für das Offenbarungsgeschehen haben eine kulturelle Geschichte. Über Generationen wurde erzählt, berichtet, erst später aufgeschrieben. Die jüdische Bundesgeschichte ist Ausdruck einer intensiven Beziehungsgeschichte. Die Erfahrungsgeschichte wurde zur Treuegeschichte. In wiederholten Ansätzen wurde eine Sprache für sie gesucht. Die neutestamentlichen Evangelien lassen erkennen, wie wichtig für Jesus die Sprache war. Sie fiel ihm nicht vom Himmel auf die Zunge. Er musste beobachten, nachdenken, überlegen, Bilder finden. Wie kann ich meine Botschaft anschaulich, verständlich, eindringlich mitteilen, wie ihren Anspruch und meine Teilnahme bekunden? Jesus sprach unmittelbar und bildlich, verweisend und gleichnishaft, leibhaftig und dialogisch, verstehend und kreativ. Seine Rede war originell, eindringlich, persönlich. Er provozierte und irritierte. Kein Softie. Kraft ging aus von seinen Worten.

I. Sprache ist dem Menschen zumutbar

Wahrheit, sagte in den fünfziger Jahren Ingeborg Bachmann, sei dem Menschen zumutbar. Sie meinte die persönlich erreichbare Wahrheit. Als Wahrhaftigkeit ist sie moralisch. Sie aktualisiert eine Grundbeziehung. Auch Sprache aktualisiert eine Grundbeziehung. Als Fähigkeit ist sie vorgegeben, als Tätigkeit zumutbar. Sie kann ein religiöser Akt sein. Die Bibel sagt, der Schöpfer habe den Menschen mit Sprache begabt und ihn beauftragt, alle Wesen, die er kennenerne, zu benennen. Naturwissenschaft-

ler sagen, Sprache sei ein Aspekt der Evolution. Bibelleser betrachten sie als Schöpfungsauftrag. Durch Sprache formuliert der Mensch Erkennen und drückt seine sozialen Beziehungen aus. Erkennen, Ausdruck und Mitteilung sind die Grundfunktionen der Sprache. Sie ermöglicht Kommunikation, sie befördert auch das Welt- und Selbstbewusstsein eines Menschen. Wer Sprache gering achtet, vernachlässigt sein Menschsein. Der Mensch hat nicht nur Sprache, er ist Sprache. „Sprich, und ich sage dir, wer du bist“ sagen die Leute. Wer spricht, gibt sich zu erkennen. Gewiss sind nicht alle Menschen sprachlich gleich begabt und geübt. Nicht nur verbal, auch non-verbal teilen sich Menschen mit. Jeder drückt sich durch Tun, Verhalten, Gestik und Mimik aus. Die Redensart „Wenn Blicke töten könnten“ sagt das nachdrücklich. Ein Mensch kann ohne Worte verachten, aber auch Sympathie mitteilen, Anteilnahme und Wohlwollen zeigen, Zuneigung und Liebe. Nonverbale Mitteilung kann stärker sein als verbale. Dennoch gilt: Der Mensch kommuniziert durch Sprache. Sie formt unser Leben, drückt Nähe und Distanz, Wärme und Kälte, Interesse und Desinteresse aus. Sprache prägt die Lebensform und die Beziehung zu anderen Menschen. Sprachlich träge und unachtsame Menschen sind meist auch formschwach. Sprache verleiblicht den Geist, vergeistigt Leibliches. Alles, was bewusst wird, will auch Sprache werden. Sprache aktiviert und dynamisiert. Sprachwerdung ist Menschwerdung.

Religiöses Bewusstsein verlangt nach Sprache. Lebendige Religion vertieft die Sprachfähigkeit und erweitert das Sprachbewusstsein. Viele Christen scheuen, nachdem sie zur Schule gegangen sind und die Glaubensinhalte gelernt haben, weitere sprachliche Mühen. Die Berichte, die sie vernommen, die Formeln, die sie gelernt haben, genügen ihnen. In einer die Offenbarungsreligion abweisenden Gesellschaft werden viele junge Menschen mit christlichen Glaubensaussagen nicht mehr bekannt. Ihr Wissen, Werten und Wollen spricht eine andere Sprache. Die hat einen anderen Kontext, nimmt eine andere Haltung an gegenüber der Wirklichkeit. Eine selbst bestimmte Nutzwirklichkeit besetzt das Bewusstsein.¹

II. Eingeschränkter und erweiterter Sprachcode

Begabung, Ausbildung und soziale Verhältnisse bedingen die Sprachfähigkeit. Die Sprachwissenschaft unterscheidet einen *restringierten* und ei-

¹ Zu religiöser Sprache ausführlich P.K. Kurz, *Unsere Rede von Gott. Sprache und Religion*. Münster 2004. Dort ist u.a. von der Veränderung durch den Schwund agrarischer Bilder und des agrarischen Bewusstseins die Rede (31ff.), von Sprachcodes, religiöser Sprache, moderner Sprachbeiflung, von Spracharbeit in der Bibel und Sprache in der Kirche (49–97).

nen *elaborierten Sprachcode*. Der erste ist beschränkt, der zweite ausgebildet, differenziert, entwickelt. Der Sprachcode bedingt die sprachliche Kompetenz. Er qualifiziert die Person, den sozialen Status, die Dialogfähigkeit. Er prägt die Einzelperson und qualifiziert eine Gruppe. Im restriktierten Code ist der Wortgebrauch eingeschränkt. Der Satzbau ist einfach, er meidet Satzgefüge mit näher bestimmenden und begründenden Nebensätzen. Die Sprecher benutzen zumeist gängige Redewendungen, vorformuliertes Sprachmaterial, Sprechmuster. Sie drücken sich in oft gehörten, oft gesprochenen, stereotypen Sätzen aus. Die selbstständige Wahrnehmung ist beschränkt. Das Interesse an der Erkundung der Welt und des eigenen Daseins ist wenig entwickelt. Argumentative Rede wird gemieden.

Anders der erweiterte, ausgebildete Sprachcode. In ihm verfügen Sprecher über einen größeren Wortschatz und einen differenzierten Satzbau. Ihre Benennungsmöglichkeiten sind größer, die Ausdrucksfähigkeit genauer. Sie können begründen, argumentieren, Gegenrede erfassen und auf sie eingehen. Sie können sich persönlich ausdrücken und schwierige Sachverhalte darstellen. Wissen und Glauben vermögen sie zu unterscheiden. Über die Beziehung zu sich und ihrer Mitwelt können sie Auskunft geben. Sprecher mit elaboriertem Code haben einen reflektierenden Abstand zu sich selbst, sie lassen der Mitwelt Raum. Ihre sprachliche Kompetenz verleiht ihnen größere Freiheit.

Was hier begrifflich unterschieden wird, ist in Wirklichkeit zumeist gemischt. Die Sprachcodes gehen ineinander über, aber einer überwiegt. Er bestimmt die Ausdrucksmöglichkeiten des Sprechers. Bei Benutzern des restriktiven Codes ist die Gefahr eines religiösen Fundamentalismus größer. Sie wollen sich an feste Sätze und Formeln halten. Ihr Bewusstsein ist enger. Gegenrede verunsichert sie. Sie können darauf argumentativ nicht eingehen. Durch andere Positionen fühlen sie sich bedroht. Deshalb müssen sie sie ablehnen. Einfache Gewissheiten in einfacher Sprache sollen gelten. Der im restriktiven Sprachcode verbliebene Christ will das einmal Erlernte ohne Wenn und Aber festhalten. Wer über eine differenzierte Ausdrucksfähigkeit verfügt, vermag sich auch geschichtlichen Prozessen zu stellen. Seine Orientierungsfähigkeit ist entwickelt. Er muss nicht beunruhigt sein, wenn die geschichtliche Dimension von Religion und Offenbarung auf ihn zukommt. Der fortgesetzte Verstehensprozess hält ihn in Bewegung, macht Leben auch interessant.

Ungleiche sprachliche Kompetenz erschwert Kommunikation. Wer zu einer Gruppe von Menschen sprechen muss – sei er Bürgermeister, Minister, Pfarrer, Bischof – erfährt diese Schwierigkeit. Er muss die Zusammensetzung der Gruppe kennen, um sie sprachlich zu erreichen. Wie weit

darf er den Hörern Mitdenken zumuten? Erwarten sie nur Bestätigung ihrer Ansichten oder lassen sie auch Fragen zu? Weisen sie unangenehme Fragen ab? Fühlen sie sich durch kritische Fragen bedroht? Sind sie bereit, sich auf Argumente einzulassen, nicht eindeutig geklärte Sachverhalte zuzulassen? Oder muss der Sprecher den kleinsten gemeinsamen Nenner suchen, obschon er weiß, dass er mit ihm der zu verhandelnden Wirklichkeit nicht gerecht wird? Politiker benutzen Schlagworte, Blocksätze, gängige Formulierungen, eingeführte Redewendungen. Sie scheuen nicht zurück vor sprachlichen Klischees. Theologen benutzen ihre Credobegriffe, dogmatisch approbierte Formeln, ikonographisch überlieferte Bilder. Sie verfügen über einen differenzierten Wissensstand. Pfarrer, Prediger, Katecheten müssen meist auf den restringierten Code ihrer Hörer Rücksicht nehmen. Zugleich sollen sie auf die Erwartungshaltung von sehr bewussten, fragenden Menschen eingehen, die über einen erweiterten Sprachcode verfügen. Zu den Codes der Erwachsenen kommen sprachliche Unterschiede der Generationen. Alte Menschen sprechen eine andere Sprache als ihre Enkel. Darüber wird in einer Gemeinde kaum je gesprochen.

III. Der geerdete Himmel – die geerdete Sprache

*Die Sprache, die einmal ausschwang, Dich zu loben,
 zieht sich zusammen, singt nicht mehr
 In unserem Essigmund (...).
 Denen, die Dich zu loben versuchen,
 Spülst Du vor die Füße den aufgetriebenen Leichnam.
 Denen, die anheben von Deiner Liebe zu reden,
 Kehrst Du das Wort im Mund um (...).
 Und dennoch wirst Du fordern, daß wir Dich
 Beweisen unaufhörlich, so wie wir sind.
 In diesem armen Gewande, mit diesen glanzlosen Augen*

schreibt Marie Luise Kaschnitz in ihrem „Tutzinger Gedichtkreis“² von 1951. In der Nazizeit war zu viel gemordet, getötet, zerstört, vernichtet worden, als dass man in den Nachkriegsjahren einfach den „Herrn, der alles so herrlich regiert“ hätte loben könnte. So schnell durften die am Kriegsgeschehen Beteiligten und zum Geschehen Schweigenden nicht von sich absehen. Psalter und Harfe wurden in Auschwitz verbrannt. Über verbrannter Erde und verbrannten Menschen ruft der Himmel das Lob nicht aus. Was Menschen taten und Menschen angetan wurde, musste wahrgenommen, Schuld bekannt und getrauert werden.³

² M.L. Kaschnitz, *Tutzinger Gedichtkreis*, in: Dies., Gesammelte Werke. Hrsg. von Ch. Büttrich u. N. Miller, Bd. 5. Frankfurt 1985, 248f.

³ Dazu P.K. Kurz, *Unsere Rede von Gott* (Anm. 1), 130–148.

Jeder Generation ist aufgegeben, für ihr Tun und Verhalten Sprache zu finden. Der Kontext der Lebenden bedarf des Kontexts der Sprache. Auch der Glaube ist nicht abzutrennen von gelebter und zu lebender Wirklichkeit. Wahrnehmung, Kompassion und Kritik gehören zum Glauben. Wo liegt das Himmelreich? Ist es in einem bis zum Tod unnahbaren Jenseits situiert?

„Sag mir, wo der Himmel ist“ forderte Wilhelm Willms (1930–2002) in den frühen siebziger Jahren. Den Wolkenhimmel sieht jedermann. Aber den Himmel Gottes, nach dem sich die Menschen doch sehnen? Der Kreifelder Kaplan und spätere Heinsberger Pfarrer bemerkte den Mangel an wirklichkeitsbezogener religiöser Sprache. Eine sakrale Klerikersprache, fand er, bleibe jungen Menschen fremd. Sie dringe nicht ins Bewusstsein, löse keine Impulse aus. Denken und Fühlen würden von ihr nicht berührt. Willms sagte, der Himmel sei nicht zuerst eine Jenseitsveranstaltung. Jesus antwortete seinen Fragern, das Himmelreich sei mitten unter ihnen. Er zeigte und erklärte es ihnen. Die Jünger erfuhren seine Kraft, seine Gegenwart, seinen Geist. Theologische Begriffe, eingesetzt in ein Systemdenken, leisten die Vergegenwärtigung nicht. Willms sprach unwirsch von der „Arroganz der Begriffe und der Definitionen“. Am Eingang seines Textbandes „Der geerdete Himmel“ fordert er auf:

*begeben wir uns an die stelle
wo andere
die verfasser der bibel
schon gestanden haben
als sie anfingen
zu sprechen
zu schreiben
zu umschreiben
sie haben in bildern
die aus der erfahrung
vergangener generationen
herrührten
oder mit eigenen worterfindungen
die dimension anzudeuten versucht
die dimension
aus der wahres leben
hervorbrechen kann.*

Das war programmatisch gesprochen. Wahres Leben muss nicht „hervorbrechen“, es kann auch keimen. Aber was Willms sagen will, wird deutlich: Er hat in seinen zum großen Teil liturgisch genutzten Sprechtexten den Sakralton verlassen, an Stelle der Verkündigungssprache eine dem Alltag angenäherte Sprache eingesetzt. Mit Wort- und Bildcollagen hat er erzählerische, dialogische, liedhafte, hymnische, argumentierende und litaneihafte Texte geformt. Sein rhythmisierter Sprechton setzte auch banale Worte ein. Er nahm Anleihen bei der Poplyrik. Religiöse Sprache soll

„welterobernde zärtlichkeit“ ausdrücken. Eines seiner eindrücklichsten Lieder fragt

*weißt du wo
der himmel ist
außen oder innen
eine handbreit
rechts und links
du bist mitten drinnen*

*weißt du wo
der himmel ist
nicht so tief verborgen
einen sprung
aus dir heraus
aus dem haus der sorgen*

*weißt du wo
der himmel ist
nicht so hoch da oben
sag doch ja
zu dir und mir
du bist aufgehoben⁴*

Frage, Anfrage, insistierende Wiederholung sind die Stilmittel. Der Liedtext spricht jedermanns Wahrnehmung und Vorstellung an. Er öffnet das Bewusstsein, stimuliert die Phantasie. Die wiederholte Frage macht neugierig. Wenn das Selbst und das Du angenommen werden, bist du himmlisch „aufgehoben“. Willms gelingt es in zahlreichen Texten, das Mehr des Glaubens anschaulich, ein Mehr des Lebens vorstellbar zu machen. Lust am Sprachspiel belebt sie. In einem seiner bekanntesten Songs heißt es „wenn das rote meer grüne welle hat, dann ziehen wir frei heim aus dem land der sklaverei“. Inhaltlich verbindet er die Exodustheologie mit Utopie, biblische Verheißung mit bleibender Sehnsucht, menschliche Hoffnung mit Aufbruchstimmung. Das Gemüt wird bewegt, Leib und Seele geraten in Schwingung. Der kreative Einfall verbindet den Durchzug durch das Rote Meer mit der grünen Verkehrsampel. Freier Durchgang, dort im mythischen Bild, hier im banalen. Willms hat den Himmel geerdet. Religiöse Sprache muss nicht in Schönheit und Würde erstarren. Sie kann verjüngt werden.

⁴ Text und mehr zu diesem Lied bei P.K. Kurz, *Der geerdete Himmel oder die katholische Lebensfreude*, in: K. Vellguth/B. Weckmann (Hrsg.), *Welcher Engel lehrt uns Flügel. In Erinnerung an Wilhelm Willms*. Kevelaer 2005, 102–106.

IV. Ausdruck von Wirklichkeit oder tröstliche Verschleierung?

Wie viel dogmatische Rede verträgt religiöse Sprache, die kommunikativ werden will? Wie viel Rationalität braucht sie? Wie viel Emotionalität soll sie enthalten? Eindringlichkeit und Verständlichkeit der Botschaft hängen von der Sprache ab. Eine zugleich persönliche und geformte Sprache mehrt ihre Glaubwürdigkeit, formlose Sprache mindert sie.

Religiöse Sprache kann berichten, beschreiben, erzählen. Sie erklärt, bedenkt, deutet. Erfahrungen soll sie zulassen. Aber Hörer mögen nicht, dass ein erfahrungsloser Sprecher über die Erfahrungen Anderer spricht. Objektiviertes theologisches Wissen genügt nicht. Ein Prediger sollte die eigene Glaubenserfahrung nicht ausschließen, Spannungen zwischen Erfahrung und Wissen zugeben. Religiöse Sprache ist nicht zuerst eine dingliche, sondern eine Beziehungssprache. Verharmlosung von Wirklichkeit und Verschleierung von Konflikten gefährden sie. Es gibt das höhere Wort und die höhere Antwort. Aber Wirklichkeit sollte nicht mit hehren Worten verschleiert, nicht fortgesetzt überhöht werden. Oft verhindert Überhöhung die Wahrnehmung, statt sie zu befördern. Wann, wo, wie steckt im Gewöhnlichen das Heilige? könnte eine Frage heißen. Oft werden Antworten gegeben, ehe die Fragen gestellt sind, auch Antworten, die nicht gefragt sind. Oft verhindern Edelvokabeln reale Benennung. Mehr als durch vorschnelle Abdeckung geschützt will unser Bewusstsein durch Aufdeckung geöffnet werden. Trost ohne Erkennen gibt es nicht wirklich. Trauer muss zuerst zugelassen werden.

Der junge Rainer Maria Rilke, aufgewachsen mit katholischen Antworten, sprach abschätzig vom „Trostmarkt der Kirche“. Gewiss wollen Menschen getröstet werden. Aber Trost ist nicht käuflich. Er liegt weder auf Ladentischen noch hängt er mit Billigsätzen an einem Predigtspult. Die jüdisch-christliche Offenbarung kennt viele Worte für Verheißung und Trost. Sie wollen Menschen in ihrem Bewusstsein erreichen. Ein Trostgerüst aufstellen sollte man nicht, auch keine theologische Metasprache anbieten. Weder pastorale noch spirituelle Rede soll das Widerständige der Wirklichkeit überspringen. Was wir gemeinhin mit »Wirklichkeit« bezeichnen, ist allerdings in mancher Hinsicht ein mutmaßlicher, jedoch kein willkürlicher Begriff.

Wie kommt das, was einmal in der Beziehung der Menschen zu Gott gesprochen und erzählt wurde, in die Sprache der Gegenwart? Jede Zeit, in der die christliche Religion vital anwesend war, ist sprachlich kreativ geworden. Zur Offenbarungsgeschichte gehört die Bewusstseinsgeschichte der Menschen. Die jüngere Bewusstseinsgeschichte stellt vermehrt Vorbehalte gegen die Gottesgeschichte auf. Je mehr sich die Menschen bloß aus

sich selbst begründen wollen, desto mehr muss der Glaube erklärt, begründet, einsichtig gemacht, in Beziehung gesetzt werden zu vorhandenen Denkformen. Religiöse (kirchliche) Sprache kann ihren Gott nicht wie einen Warenartikel vorstellen. Das macht sie anfällig, abweisbar. Vielleicht braucht Religion in Zeiten zunehmender Bewusstwerdung immer mehr das Gespräch mit dem erfahrenen Menschen. Im Verlauf des Lebens begreift jeder, dass er nicht allein von seinem Konto leben kann. Die meisten begreifen auch, dass ihr Leben beschränkt ist und sie sich selbst nicht genügen. Selbst hartnäckige Materialisten begegnen geistigen Fragen und Erwartungen. Dem Bewusstsein seiner Sterblichkeit entkommt keiner. Schimpfen, in Trübsinn verfallen, sich mit der Auslöschung abfinden oder an ein göttliches Du glauben sind Möglichkeiten der Wahl.

V. Notate zu religiösem Sprachgebrauch

Religiöse Sprache begegnet auf unterschiedlichen Ebenen, wird aus unterschiedlichem Anlass, in verschiedener Absicht geschrieben und gesprochen. Sie kann wissenschaftlich, monographisch, hagiographisch sein, katechetisch, liturgisch, homiletisch, pastoral unterweisend und unterhal tend, eher monologisch oder eher dialogisch. Die Sprecher sind sehr verschieden, das Sprachfeld weit, offen, vielschichtig. Der hohe Amtsträger tritt anders auf als ein Pastoralreferent. Von seiner Person und Geschichte wird er nur schwer etwas preisgeben. Viele Christen bedauern die unpersönliche Redeweise ihrer Amtsträger. Wahrnehmung und Erfahrung werden in der theologischen Ausbildung kaum thematisiert. Objektwissen wird gefördert. Manchmal müssen Objektsätze des Sprechers auch herhalten, die Ichschwäche zu verdecken. Dogmatische Theologie analysiert und synthetisiert Wissen. Sie erörtert und erklärt Glaubensaussagen in ihrem Sprach- und Denkstil. Predigtworte wollen sich einer Gruppe (meist unterschiedlicher Hörer) mitteilen. Verlangt wird vom Prediger nicht nur Wissen, sondern auch Dialogfähigkeit, nicht nur kühle Begrifflichkeit, sondern warme Sympathie. Hinzu kommen sollte ein Selbst-, Welt- und Konfliktbewusstsein, das dem Bewusstseinsstand heutiger Menschen entspricht. Regeln für die Predigt (und pastorales Sprechen) entsprechen weithin allgemeinen Regeln der Sprache und Kommunikation. Hier seien einige Gefahren genannt, einige Schwierigkeiten und Hindernisse signalisiert. Sie sollen helfen, das Sprachbewusstsein zu sensibilisieren.

1. Religiöse Sprache ist nicht einfach Fertigsprache, sie ist auch Suchsprache.

Bilde also nicht fortgesetzt Sätze und Satzteile aus Topoi, Stereotypen, »readymades«. Topoi sind feste Denk- und Ausdrucksschemata, geprägte Wendungen, Phrasen, Formeln. Zum Beispiel: der barmherzige Samariter, der verlorene Sohn, der Schatz im Acker, der Balken im Auge. Als Stereotype werden feststehende Redewendungen bezeichnet, schnell greifbare Worte, abgedroschene Phrasen. In der modernen Malerei nennt man vorfabrizierte Teile readymades. Sie werden in die Collage, als Zitat in ein Bild eingesetzt. Die biblisch-christliche Tradition hält viele Sätze und Bilder bereit. Sie ist ein großes geistliches Warenlager, aus dem Gebrauchsgüter und Teile abgeholt werden können.⁵

2. Religiöse Sprache will Wirklichkeit bezeichnen. Setze Sätze nicht in die Luft. Sorge für Bodenhaftung.

Die Worte wollen nicht zuerst fliegen, sondern gehen und laufen. Auch religiöse Menschen brauchen eher Füße als Flügel. Der Himmel muss (so weit möglich) geerdet werden.

3. Gebrauche die großen religiösen Worte, vor allem das Wort »Gott«, nicht inflationär.

Inflationär heißt aufgeblasen, sodann entwertet. Benutze religiöse Sprache nicht leichtfertig (zu leicht, zu schnell fertig). Gott liegt nicht auf der Zunge. Die Worte »Gnade«, »heilig«, »gekreuzigt«, »Auferstehung«, »Himmel« liegen nicht auf der Straße. Die heilige Jungfrau, das heilige Kreuz, Gottesliebe und Nächstenliebe sollten nicht unbedacht abgerufen, nicht einfach aus dem theologischen Sack gezogen werden. Große Worte brauchen Ehrfurcht, Annäherung, einen Hinweg. Sie stellen einen sprachlichen Anspruch, sonst werden sie Jargon.

⁵ Auf die Frage: „Was gefällt Ihnen an der Kirche?“ antwortete ein Bischof in *Christ in der Gegenwart* (1996): „Dass sie ein Fels in der Brandung ist; dass man im Schifflein Petri selbst in den größten Stürmen weiß, dass man den sicheren Hafen erreichen wird; dass die Kirche der Acker Gottes ist, in dem wirklich jeder seinen Schatz finden kann.“ Hier ist jedes Wort Topos, Stereotyp, Zitat. Die Aussagen „Fels in der Brandung“, „Schifflein Petri“, „sicherer Hafen“, „Acker Gottes“, „seinen Schatz finden“ sprechen klischehaft. Der Bischof antwortet auf die persönliche Frage nicht mit „ich“ oder „mir gefällt“, sondern unpersönlich mit „man“. Er benutzt nur vorformulierte Worte und Bilder. Das „Schifflein“ setzt er „größten Stürmen“ aus. Er bedenkt weder seine Verkleinerung noch seine Vergrößerung. So hat Jesus nicht gesprochen.

4. Benutze nicht fortgesetzt theologische Begriffe.

Manche sind schwer verständlich, andere harmonisieren. Im Leben selbst steckt viel Dissonantes. Glaubensbegriffe stehen am Ende eines Denkprozesses. Sie haben eine oft dramatische Geschichte. Fertigmaterial sind sie nicht. Baue weder ein Schloss noch ein Gehäuse noch einen Tempel mit Begriffen. Jongliere auch nicht mit ihnen, du bist kein Artist auf dem Seil.⁶ Theologische Überlegenheit solltest du nicht demonstrieren. Abstraktheit der Begriffe distanziert auch das Ausgesagte. Dreifaltigkeit, Allwissenheit, Gottmenschlichkeit, Heiligkeit sind Begriffe: „Die Wahrheit ist konkret“ schrieb Bert Brecht auf den Deckbalken seines Svendborger Arbeitszimmers. Als einer, der die marxistische Ideologie aufgenommen hatte, begriff er, dass Ideologien überwiegend abstrakt sind, mit Herrschaftsanspruch auftreten und sich die Menschen unterwerfen. Die christliche Religion ist keine Begriffsseiteologie.

Das Wort »Schöpfung« steht nicht auf dem Straßenschild. »Dreifaltigkeit« ist kein Glockenstuhl, »Erlösung« kein Passepartout. Auch mit großen moralischen Begriffen sollte man vorsichtig sein, nicht unbedacht auffordern zu Heiligkeit, Vollkommenheit, Nächstenliebe.⁷ Wie kann man von Nächstenliebe sprechen, wenn der Nächste gar nicht wahrgenommen wird? Hier muss erst ein Sensibilisierungsprozess in Gang gesetzt werden. Wichtiger als Vollkommenheit ist wahre Menschwerdung. Sie ist mühsamer als in geistlicher Rede gemeinhin vorausgesetzt und angenommen wird. Reale Menschwerdung verlangt mehr als idealische Vollkommenheit. Die Bewusstmachung von Barrieren, Störungen, Konflikten ist heute weithin der Psychologie überlassen.

5. Bedenke die Sprachebene und den Kontext der Worte.⁸

Die biblischen Aussagen stehen in einem kulturellen Kontext. Er muss bedacht, verständlich gemacht, an den Kontext der Gegenwart herangeführt werden. Dabei kann scheinbar Vertrautes fremd werden. Heutige Autoren setzen oft Verfremdung als stilistisches Prinzip ein. Mit dem Fremder-scheinen-Lassen eines Vorgangs oder einer Person wollen sie Neusehen

⁶ Vor kurzem hörte ich in einer Predigt pathetisch beteuert: „Jesus, der Sohn des dreifaltigen Gottes“. Niemand erregte sich, keiner stand auf, der Pfarrer muss es ja wissen. Nein, er wusste nicht, was er sagt.

⁷ Das Wort »Nächstenliebe« ist durch häufigen Gebrauch schal geworden. Das mehr politisch ausgerichtete Wort »Solidarität« kommt ohne Bezug auf Gott aus. Als moralische Beteuerung wird es oft vage und heuchlerisch eingesetzt.

⁸ Ein (verdienstvoller) Bischof eröffnete seine Pfingstpredigt mit den Worten: „Das heutige Pfingstfest hat einen besonderen Akzent.“ Der Satz vermischt zwei unterschiedliche Sprachebenen. Das Pfingstfest hat weder als Vorgang noch als Feier einen Akzent.

ermöglichen, zum Nachdenken anregen, Verwunderung auslösen, Staunen hervorrufen. Verfremdung des Bekannten ist ein ästhetisches Mittel zur Wahrnehmung. Im religiösen Sprechen wird Verfremdung wenig eingesetzt. Viele wollen ihr Vertrautes als Scheinvertrautes bewahren. Kraft und Mut zum Neusehen fehlen.

Das Wort »Vater« hatte zur Zeit Jesu in der unangetasteten, schützenden, patriarchalen Großfamilie eine andere Konnotation als in unserer Klein- und Kleinstfamilie. Anders als in der Zeit industriell berufstätiger Väter und verweigerter Vaterschaft war der biblische Vater eine in seiner Autorität unangetastete, in seiner Fürsorge und Liebe eindrückliche, geradezu auratische Gestalt, in seiner ganzen Person gegenwärtig. Keine vaterlose Gesellschaft. Nicht Vater für Stunden, fürs Wochenende, im Erziehungsrecht eingetragen.

6. Bemühe dich, deine spirituelle Aussage zu versinnbilden und zu veranschaulichen.

Das Himmelreich kann nicht vorgestellt werden wie Tür und Haus, Tisch und Stuhl. Aber es ist erfahrbar. Jesus erdachte Gleichnisse und Vergleiche, wenn er vom Himmelreich sprach. Sie setzen nicht zureichend Bekanntes (Himmelreich) in Beziehung zu sehr wohl Bekanntem, zu einem Acker, Samen, Schatz, Senfkorn, Sauerteig. Auch Friedfertigkeit und Friede, ein reines Herz gehören zum Himmelreich. Jesus bezieht seine Aussagen auf Wahrnehmbares, Vorstellbares. In unserer technisch eingerichteten Welt sind elementare Wachstumsvorgänge der Natur nicht mehr erfahrbar. Dem abstrakt gewordenen Denken sind einfache Redeweisen nicht mehr nahe. Aber Gleichnisse, Vergleiche, Metaphern, die aufhorchen lassen, sind auch heute möglich. Man kann eindrucksvolle Metaphern in Kommentaren und Berichten erfahrener Journalisten lesen. Die Zeitung kann Predigthilfe werden.

7. Meide Leerworte, Worthülsen, Floskeln, Füllsel.

»Sozusagen«, »gewissermaßen«, »auch und gerade«, »letzten Endes«, »und dergleichen«, »und so weiter« sind Füllsel und Floskeln. Wie wir alle wissen, wie jedermann weiß, wenn Sie so wollen sind Floskeln der Anbiederung. Beteuerungen wie „die Ehe ist ein Wert an sich“ richten wenig aus. Bedeutsame religiöse Worte können durch gedankenlosen Gebrauch zu Worthülsen werden: „Die heilige Dreifaltigkeit“.

8. Wenn du zitierst, sollst du das Zitierte begreifen, seinen Kontext kennen.

Die Bibel ist in höchstem Grad Wortüberlieferung. Wer ihre Aussagen

weitergibt, muss zitieren. Aber unbedachte Zitate vermögen nur wenig zu leisten. Der Zitierende muss den Kontext der Herkunft und den neuen des Adressaten kennen. Auch Dichterworte sollte ein Prediger nicht ohne Kenntnis des Autors und des Zusammenhangs verwenden. Wer große Worte unbedacht gebraucht, mindert ihre und seine Glaubwürdigkeit.

9. Bedenke deine Paraphrasierung biblischer Rede.

Meist fällt sie viel schwächer aus als die ursprüngliche Rede. Bequeme Paraphrase schadet dem Text. Paraphrase soll mehr sein als Aufweichung und Abschwächung des einmal kraftvoll Gesprochenen. Sie wiederholt und umschreibt nicht nur, sie soll auch verdeutlichen. Sie kommentiert mit Blick auf den Adressaten. Paraphrase gelingt nur, wenn sie vorbereitet wird. Sie verlangt Nachdenken und behutsame Formulierung.

10. Sprich kommunikativ.

Die Predigt darf theologisch nicht über die Köpfe schwirren. Die Zuhörer wollen keine Vorlesung, sondern eine pastorale Ansprache. Sie wollen ihren Glauben in Beziehung setzen und vergleichen mit dem Gehörten. Predigten, die abgelesen werden, mindern den Kontakt, sie verraten auch Unsicherheit.

11. Ziehe dich nicht auf eine Sprache von gestern zurück. Biedere dich auch nicht salopp an.

Der Glaube hat keine Ewigkeitssprache. Mit vorvorgestern geschriebenen Worten musst du in die Sprache der Gegenwart eintreten. Manche Redner versuchen, ihre Sprache durch Jargonworte zu aktualisieren. Mancher mag mit ihnen umgehen können. Aber nur wenigen gelingt es, die Aussage durch Jargon glaubhafter zu machen. Jugendliche verlangen nicht, dass der Prediger die gleiche Sprache spricht wie sie. Ob man im Jugendgottesdienst Worte wie »(super)geil«, »(un)cool«, »ausflippen«, »null Bock«, »abheben«, »Wahnsinnspower«, »voll drauf abfahren« verwenden soll (kann), wird man kaum allgemein bejahen oder verneinen können. Ein Prediger muss weder von einer »Beziehungskiste« noch von der letzten Fernsehwerbung sprechen, um sich als gegenwärtiger Mensch darzustellen.

Auf der Gegenseite steht eine Überstrapazierung von Sakralworten: Der heilige Paulus, der heilige Petrus, der heilige Josef, der heilige Augustinus. Die sakral Aufgerufenen gewinnen keine Gestalt. Gestaltlose Heilige beeindrucken nicht. Ihre Nennung klingt wie die von Goldmedailleträgern. Aber weder das Hundertmeterwunder noch der Marathonläufer kann

für meine Füße Vorbild sein. Auf Heilige und Heiliges aufmerksam zu machen, ist wichtig. Aber stereotype Beteuerungen helfen nicht.

12. Die Sprache der Botschaft muss glaubwürdig sein. Wer sprachfaul, bequem, schlampig spricht, mindert ihre Glaubwürdigkeit.

Arbeite mit der Sprache. Die Hörer danken dir, und du erfährst Genugtuung. Wer Schweigen lernt und Meditation übt, kommt geformter religiöser Sprache näher. Spracharbeit kann ein religiöser Akt werden. Der Himmel hört zu.

Bleibt zuletzt die Frage, wie viel Subjektivität ein Prediger aussprechen darf. Ungeläuterte, ichverhaftete, eitle Subjektivität ist nicht gemeint. Kein Prediger ist die verkörperte Objektivität. Jeder bringt sein Verstehen, seine Sprache, auch seine Ansichten und Sprachgrenzen mit. Neben, meist unter bewusster Subjektivität gibt es eine unbewusste. Oft spielt sie eine größere, manchmal auch unangenehme Rolle. Erfahrene, geprüfte, geläuterte, selbstkritische Subjektivität weiß: Ich stehe nicht über, sondern unter dem Glauben. Sie kann sehr eindrucksvoll sein, bezeugt sie doch Menschsein und Mitmenschlichkeit auf sehr persönliche Weise.

Sprachwerdung ist Menschwerdung, Menschwerdung braucht Sprachwerdung. Christen wollen sich nur selten mit ihrer eigenen Sprache beschäftigen. Sie mögen darauf nicht kritisch angesprochen werden. Als Sprecher und Sprechpartner bleiben sie oft hinter dem Anspruch ihrer Botschaft zurück. Was denken Christen, wenn sie an Pfingsten um die Gabe der Sprache bitten? Dass ihnen ein Wunder geschehe? Oder dass der Heilige Geist ihre Mitarbeit braucht?

*
* *

Paul K. Kurz, geb. 8.4.1927 in Bad Schussenried, gest. 10.11.2005 in Buchendorf bei München. Während des 2. Weltkrieges Soldat, Verwundung, Gefangenschaft. Studium der Philosophie und Theologie in Irland und Innsbruck, Studium der Germanistik und Anglistik in München, Promotion über die Auffassung des Dichterberufes bei Heinrich Heine. 1964–1972 Mitglied der Redaktion von *Stimmen der Zeit*. Lehrbeauftragter für Neuere deutsche Literatur an der Universität München; 1972–92 Lehrer für Deutsch und Englisch am Pater-Rupert-Mayer Gymnasium in Pullach. Literaturkritik in Zeitschriften und im Rundfunk, Verlagstätigkeit. Mitglied des PEN und der Europäischen Akademie für Wissenschaft und Kunst.

Veröffentlichungen (Auswahl): Wer bist Du? Verse des Anfangs (1964); Gegen

die Mauer. Verse zu Passion und Ostern (1966); Heinrich Heines Auffassung vom Beruf des Dichters (1967); Moderne Literatur und christlicher Glaube (1968); Psalmen vom Expressionismus bis zur Gegenwart (1978); Wem gehört die Erde: neue religiöse Gedichte (1984); Komm ins Offene (1993); Der Fernnahe. Theopoetische Texte (1994); Osterpassion (1995); Gott in der modernen Literatur (1996); Jeschua Jeschua. Gespräche Psalmen (1999); Maria Maria. Gespräche Gesänge (2002); Ein großes Flügeldach. Gespräche mit Engeln (2002); Unsere Rede von Gott. Sprache und Religion (2004); Den Birnbaum blühen sehen. Kalendergedichte (2005); Sie laufen und springen und fliegen herbei. Tiere an der Krippe (2005).

Beiträge in GuL (Auswahl): Politiker, Ästhet, Mystiker. Zu Dag Hammarskjölds geistlichem Tagebuch 38 (1965), 185–200; Der zeitgenössische Jesus-Roman 44 (1971), 124–143; Marilyn Monroe und die Zweidritteltwelt. Auf der Suche nach dem Religiösen in der zeitgenössischen Literatur 45 (1972), 189–212 u. 292–305; „Füße hast du und Flügel!“ Neue religiöse Lyrik 57 (1984), 62–74; Magnifikat 68 (1995), 305–307; Identifikations- und Projektionsgestalt Jesus. Neue literarhistorische Studien und Romane 68 (1995), 455–469; Großer Lobpreis – Schwierigkeiten des Lobens 69 (1996), 369–384; Komm, Schöpfer Geist. Zu einem Buch über den Pfingsthymnus 73 (2000), 233–234; Die spirituelle Wegsuche des Romanciers Paulo Coelho 74 (2001), 435–443; Die Gestalt des Büßers 75 (2002), 98–110; Jesus-Gespräche 76 (2003), 54–56.



Illustration, Brigitte Karcher

Kalendergedichte¹

ZUM NEUEN JAHR

Fang's an
das neue Jahr
Du willst die Zeit gewinnen

Der baut ein Haus
Der richtet ein
Du darfst mit Gott beginnen

Erwartest Glück
und denkst an Gnade
daß freundlich dich die Erde
weiter trage

JANUAR

Breiter als der Giebel
lichtes Sinken

Schneeflocken tanzen
überm Fichtenwald

Spät schaut
der Tag durchs Fenster

Draußen
schneit es kalt

FEBRUAR

Schon legt sich
ein Bündel Bläue auf den Hof
Du reibst die Winteraugen
und schickst sie
auf die Sonne los

STEIGENDES JAHR

Stunden
die Augen entwintern
Auf dem Schneefeld
leuchtet dein Gesicht
Du denkst, jetzt wäre
der Himmel gerichtet

Paul Konrad Kurz war *Geist und Leben* jahrzehntelang als Autor verbunden und hat zahlreiche gehaltvolle Beiträge verfasst.
Seinem Engagement für eine zeitgemäße Spiritualität und neue geistliche Sprachkultur fühlen wir uns in aufrichtigem Dank verpflichtet.
Mit vier Gedichten aus seinem im Sommer 2005 erschienenen Gedichtband *Den Birnbaum blühen sehen. Kalendergedichte* wollen wir das neue Jahr eröffnen.

Die Schriftleitung

¹ Paul K. Kurz, *Den Birnbaum blühen sehen. Kalendergedichte*. Mit Illustrationen von Brigitte Karcher. St. Ottilien: EOS-Verlag 2005; hier S. 5–9 u. Illustration S. 7.